

dem der Beitrag von *Berndt Hamm* gewidmet ist (Wie innovativ war die Reformation?), wird die Selektion aus Tradition zum Bruch mit der Tradition gesteigert. Hamm konstatiert einen bereits im späten Mittelalter greifbaren Rückbezug auf die Heilige Schrift durch das reformatorische Prinzip der sola scriptura zu einem Punkt gesteigert, der einen positiven Rekurs auf bisher geltende Wissensbestände und Handlungsorientierungen nicht mehr zulässt. Sein Beitrag eröffnet zugleich den Übergang in das dritte Hauptkapitel, in dem es um die Vermittlung und Aneignung von Buchwissen geht. *Erich Zenger* (Der Psalter als Buch der Tora Davids. Zur Bedeutung der Verschriftlichung und Kanonisierung von Gebeten und Liedern) interpretiert den Psalter als Lebensbuch der Gottesbegegnung, der als »große geschichts- und schöpfungstheologische Komposition« zugleich »poetische Aneignung bzw. Aktualisierung der Tora« ist, Ort der wirkmächtigen Gegenwart Gottes. *Klaus Schreiners* faszinierender Beitrag (»Die Wahrheit wirt uns menschen verkündt durch Gottes Wort mündlich und schriftlich«. Debatten über das geschriebene und ungeschriebene Wort Gottes in volkssprachlichen deutschen Theologien der Neuzeit) führt, insofern an Hamm anknüpfend, an den Scheidepunkt der Reformation: Er zeigt, dass bereits spätmittelalterliche Reformtheologen dem Prinzip der sola scriptura nahekamen, indem sie Schriftnähe und Schriftsuffizienz zur Basis des kirchlichen Lebens machten. Während jedoch die Reformatoren exklusiv durch die Schrift die Kanonizität der apostolischen Lehre verbürgt sahen, sah die altkirchliche Seite die Authentizität der Schrift nur in der Auslegung durch die Kirche gesichert. Strittig war somit nichts weniger als die Suffizienz der Schrift – mit weitreichenden Folgen nicht nur für die Ekklesiologie, sondern auch für die Träger der Vermittlung des heilsverbürgenden Gotteswortes. *Andreas Holzem* (Das Buch als Gegenstand und Quelle der Andacht. Beispiele literaler Religiosität in Westfalen 1600–1800), Herausgeber des vorliegenden Buches, zeigt, wie in der weit verbreiteten frühneuzeitlichen Andachtsliteratur das kommunikative Potential des Buches genutzt wurde, um den Leser und Beter »in den umfassenden Sinnraum kollektiver Identität mit einer weitgehenden Verinnerlichung normierter Selbstverständnisse und Selbstimaginationen« zu führen und so in eine umfassende Gebets- und Kommunikationsgemeinschaft zu integrieren. Diesen beziehungs begründenden Charakter religiöser Lektüre betont auch *Wilhelm Damberg* in seiner Untersuchung der Zitationswerke theologischer Eliten im 20. Jahrhundert, nicht ohne die Frage aufzuwerfen, wie angesichts erodierender konfessioneller Milieus der heilige Text zukunftsweisend vermittelt werden kann.

Den Band beschließt das vierte, Kanonisierung und Zensur betitelte Kapitel. *Michael N. Ebertz* (»Tote Menschen haben keine Probleme«? – oder: Der Zwang zum Vergessen und Erinnern. Die Beschneidung des eschatologischen Codes im 20. Jahrhundert) zeigt, wie die Veränderung der Plausibilitätsstruktur der Nachkriegsgesellschaft, die nur ein zivilisiertes Jenseits, nicht aber den strafenden Gott zuließ, einen Akt kirchlicher Selbstzensur evozierte, der zum Verschwinden des eschatologischen Codes des Christentums mit seiner Rede vom Gericht samt Strafe und Verwerfung führte – paradoxerweise mit der Wirkung, die Attraktivität der Sakralinstitution Kirche zu mindern und nicht zu mehren. Deren nicht zuletzt als Folge der medienpolitischen Revolution der Reformation scheiternden Versuch, mittels Zensur eine vollständige Kontrolle des Buchmarktes und damit der neuzeitlichen Wissenskultur auszuüben, beleuchtet *Hubert Wolf* (Zensur – Medienpolitik – Index. Buchreligion und Bücherverbote). Beschlossen wird der Band durch einen Beitrag desjenigen, dem er gewidmet ist, *Arnold Angenendt* (Buchstabe und Geist). In Abgrenzung von der Verantwortungsethik des Aristoteles verweist die von der Barmherzigkeit Gottes geprägte Ethik des Neuen Testaments darauf, dass der göttliche Wille sich eben nicht in präzise und damit eindeutige Gesetzlichkeit fassen lässt, »Buchstabe« und »Geist« daher notwendig und unaufhebbar in jenem Spannungsverhältnis stehen, das die Christentumsgeschichte prägt.

*Norbert Haag*

Frömmigkeitsformen in Mittelalter und Renaissance, hg. v. JOHANNES LAUDAGE (Studia humaniora. Düsseldorf Studien zu Mittelalter und Renaissance, Bd. 37). Düsseldorf: Droste 2003. 352 S. Kart. € 29,95.

Der sehr lesenswerte, aus einer interdisziplinären Ringvorlesung an der Universität Düsseldorf hervorgegangene Sammelband enthält 16 »kulturwissenschaftliche Streiflichter«, die sich auf recht

unterschiedliche Weise dem Thema »Frömmigkeit« annähern. *Martin Obst* befasst sich mit dem Wandel des Heiligentypus im 4. Jahrhundert vom jenseitsorientierten Märtyrer, in dem die Passion Christi vergegenwärtigt wurde, zum heiligen Wundertäter als Repräsentanten der Herrschaft Christi auf Erden, ein Wandel, in dem sich die Neuorientierung des Christentums angesichts der sogenannten Konstantinischen Wende widerspiegelt. Einen Wandel der Heiligenverehrung, allerdings mit dem Akzent auf der Ikonographie, zeigen auch *Andrea von Hülsen-Esch* im Hinblick auf die Patrozinien oberitalienischer Städte im 12. Jahrhundert und *Hans Körner* in der Analyse des »Schmerzenkind«-Motivs auf spätmittelalterlichen Marienandachtsbildern.

Mehrere Beiträge befassen sich mit monastischen und semireligiösen Gemeinschaften, deren Spiritualität die zeitgenössische Frömmigkeit wesentlich, wenn auch in je unterschiedlicher Weise geprägt hat. *Josef Semmler*, dem der Band zum 75. Geburtstag gewidmet ist, thematisiert die dem ursprünglichen Ziel der Mission entgegenstehende Tendenz zur Verinnerlichung im lateinischen Mönchtum seit dem 9. Jahrhundert, *Johannes Laudage* die innere Vielfalt des mittelalterlichen Kanonikerwesens. *Marie-Luise Heckmann* rückt die »genossenschaftliche Wohltätigkeit« des Mönchtums, der Ritterorden und des (vor allem weiblichen!) Semireligiosentums in den Blick. Einen Blick auf die sehr uneinheitliche franziskanische Spiritualität in der Frühzeit des Ordens versucht *Jürgen Wiener* in seinem Beitrag über Elias von Cortona und die umstrittene Grabeskirche in Assisi; den sogenannten Armutsstreit der Franziskaner versteht Wiener als »Wissenschaftstreit«, der sich geradezu zwangsläufig aus der frühen Entwicklung des Franziskanerordens, seiner Predigtstätigkeit und der damit verbundenen, dem »Armutsideal« entgegenstehenden Intellektualisierung ergab. *Heinz Finger* untersucht den Einfluss des Semireligiosentums (Beginen, Bruderschaften) auf die Volksfrömmigkeit im Erzbistum Köln am Ende des Spätmittelalters.

Die Kreuzzugsideologie um 1200 bildet den Hintergrund der Beiträge von *Barbara Haupt* und *Rudolf Hiestand*. Im Epos »Willehalm« des Wolfram von Eschenbach, das den Konflikt zwischen Christen und »Heiden« thematisiert, findet Haupt – entgegen dem zeitgenössischen Trend? – geradezu aufklärerische Auffassungen von »Humanität« und »Toleranz«, ein Beispiel für die Wurzeln des modernen Denkens im Mittelalter. Hiestand zeigt, dass die (geheimen) Kreuzzugsgelübde der Herrscher im 13. Jahrhundert nicht nur aus politischen Gründen abgelegt wurden, sondern tatsächlich auch als ein Akt der Frömmigkeit verstanden werden wollten. Im 13. Jahrhundert liegen auch die Anfänge des Fronleichnamfestes, auf dessen subversiven Charakter der vielleicht interessanteste Beitrag von *Wilhelm G. Busse* abhebt. Die Dogmatisierung der Transsubstantiationslehre auf dem 4. Laterankonzil (1215) beförderte die Attraktivität der Messe mit der Elevation der Hostie als ihrem Höhepunkt, zugleich aber auch eine Ausgrenzung der Laien, denen der Empfang der Hostie nur selten erlaubt war. Der Anblick der geweihten Hostie an Fronleichnam und die von der Laienfrömmigkeit bestimmte Ausgestaltung des Festes durch Prozession, Lieder und szenische Darstellungen bildete dafür einen gewissen Ausgleich.

Am Übergang zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit ist der Reformtraktat »Libellus ad Leonem X« angesiedelt, den *Albert Gerhards* als »Reformprojekt« der norditalienischen Humanisten um 1500 herausstellt, das später in die katholische Konfessionalisierung mündete. *Hubertus Schulte Herbrüggen* betrachtet unterschiedliche Frömmigkeitsformen im 16. Jahrhundert am Beispiel von zwei Andachtsbüchern, dem Gebetbuch Kaiser Maximilians I. und dem »Prayer Book« Thomas Mores. *Vittoria Borsò* analysiert die »subtile Diskurstrategie« Teresas von Avila, die sich durch die theologische Nähe zu den »Alumbrados« wie auch durch das Frauenbild der Zeit genötigt sah, einen von Bescheidenheitsformeln bestimmten Stil zu entwickeln, um Restriktionen möglichst zu entgehen. Wie stark die frühneuzeitliche Frömmigkeit im Sinne der Konfessionen »reguliert« wurde, zeigt *Hansgeorg Molitor* am Beispiel des Verständnisses von Ehe, Tod und Eucharistie bzw. Abendmahl. Ganz am Ende der betrachteten Epoche ist schließlich der Essay *Gert Kaisers* angesiedelt über das Motiv des spätmittelalterlichen Totentanzes in Mozarts »Don Giovanni«.

Für alle Beiträge gilt: »Wandel« und »Vielfalt« sind die Kategorien, mit denen die mittelalterliche und frühneuzeitliche Frömmigkeit am ehesten zu fassen ist. Deutlich wird außerdem, wie prägend der Einfluss der Laien auf die kirchlichen Entwicklungen war; nicht nur bei der Genese des Fronleichnamfestes zeigt sich, welche bestimmende Faktoren Laienkultur und Laienreligiosität für das Selbstverständnis wie auch für die Außendarstellung der Kirche waren.

Anne Conrad